



## Die Welt hinter den Spiegeln

„Sie werden es nicht bereuen.“

Die Rezeptionistin lächelt mir aufmunternd zu, als ich das Patientenformular unterschreibe. Woher sie ihre Gewissheit nimmt, sagt sie nicht. Wer dorthin gegangen ist, wohin ich heute reise, kommt nicht zurück, um über seine Erfahrungen zu berichten.

Ein zweites Formular geht sie gemeinsam mit mir durch. Info-Seminar „Interspeculare Conclusio“ besucht? Häkchen. Patientenverfügung unterschrieben? Häkchen. Dann testet sie, ob ich tatsächlich verstanden habe, worauf ich mich da einlasse. Spiegeltherapie, was ist das? Eingeschlossen zwischen hochreflektierende Spiegel, dann *hinter* die Spiegel katapultiert, außerhalb der bekannten Zeit – hochtrabender Nonsense oder reale Forschung? Ich habe keine Ahnung, trotzdem bestätige ich mein Vertrauen in die Wissenschaft der Reflexion. Eine ganze Weile geht das so weiter, bis ich mich zurück an die Uni versetzt fühle, ins Prüfungsamt, wo ich nicht nur Schein türken musste, um zur Prüfung zugelassen zu werden. Hier dagegen geht alles glatt. Bescheinigung zweier unabhängiger Ärzte über terminale Erkrankung? Wunderbar, letztes Häkchen. Sie druckt ein weiteres Formular aus und lässt mich unterschreiben, dass ich über das Verfahren und seine Risiken und Nebenwirkungen ausführlich informiert worden bin.

Bin ich das? Wie gut kann man aufgeklärt werden, wenn die Behandler nicht einen einzigen ihrer Patienten wiedersehen, um ihn zu befragen? Das hier ist die letzte Reise.

Egal, denke ich. Wenn es schief geht, werde ich keine Gelegenheit haben, mich zu beschweren. Also packe ich den Kugelschreiber und setze die vielleicht letzte Unterschrift meines Lebens auf den feinen Strich rechts unten.

Ob ich Familie dabei habe? Ich schüttele den Kopf. Eltern tot, keine Geschwister. Freunde? Fehlanzeige. Ich habe meine Gründe, hier zu sein.

Sie geht mir voraus, einen dezent ausgeleuchteten Gang entlang. An der Wand Vitrinen mit einer Maus, einer Katze, einem Affen darin, ausgestopft.

„Die haben wir alle lebend zurückgeholt“, erklärt die Rezeptionistin und verschweigt, dass die Tiere die Rückkehr nur um wenige Atemzüge überlebt haben. Immer noch besser als Laika, die von den Russen ins All geschossen wurde und dort binnen kürzester Zeit verreckte. Wohin sie mich schießen, weiß ich nicht, aber der Orbit ist ein Klacks dagegen.

Was soll's, meine Unterschrift hat sie ja schon.

Der Boden schluckt jedes Geräusch ihrer Louboutins, und ich komme nicht umhin, ihre makellosen Waden zu bewundern. Ich bemühe mich, mit ihr Schritt zu halten, aber als wir den Bürotrakt verlassen und sie vor einer breiten Tür ohne Klinke anhält, schnappe ich doch nach Luft und versuche gekrümmt eine Position zu finden, in der ich die Schmerzen ertragen kann.

Die Rezeptionistin übergibt mich ihrer Kollegin von der Forschungsabteilung. Gleiche Schuhe, registriere ich, aber darüber ein weißer Kittel mit etlichen Kugelschreibern, eine lächerliche Maskerade, als werde sie mir gleich Blut abnehmen und mich an den Tropf hängen. Ihre weißblonden Haare hat sie in einen strengen Knoten gezwungen, ihr Make-Up ist dezent, ihr Parfum nur eine Andeutung. Sogar ihr Lächeln wirkt steril, als sie die Routinen mit mir durchgeht.

„Das Verfahren ist neu. Was zwischen den Spiegeln passiert, kann niemand genau sagen – noch nicht. Wir vermuten mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass der Lichteffect Sie hinter die Spiegel führt. Was genau dort ist, wissen wir nicht. Wir wissen nur: Wenn wir Sie zurückholen, sterben Sie innerhalb weniger Augenblicke. Aber wenn die Wissenschaft so weit ist, Ihre Krankheit zu heilen, sollten wir auch dieses Problem gelöst haben.“

Und das soll Wissenschaft sein.

„Sie haben jetzt die Gelegenheit, Ihren Schritt noch einmal zu überdenken. Wenn wir mit der Behandlung beginnen, gibt es – im Wortsinne! – kein Zurück.“

Ich überdenke nicht, ich will einfach, dass es jetzt endlich los geht, und das sage ich auch. Sie nickt knapp



## Die Welt hinter den Spiegeln

und geht voran. Das Geräusch der Tür, die sich hinter uns schließt, weckt Bilder der Radiologiestationen, die ich in den letzten Jahren kennen gelernt habe. Aber anders als im Krankenhaus öffnet sich kein Saal voller obskurer Maschinen, sondern eine Kammer, die an die Umkleide eines mondänen Schwimmbades erinnert und nur wenig kühler ist als eine Privatsauna.

Schön. Dann werde ich in den letzten Minuten wenigstens nicht frieren.

Eine knappe Erklärung der kühlen Blondes, die kein Wort der Aufmunterung verliert, keinen Abschiedsgruß, wofür ich ihr dankbar bin. Dann schnappt auch diese Tür hinter mir ins Schloss. Ich entkleide mich, hänge Hemd und Hose ordentlich auf die bereitgestellten Bügel und packe Socken und Unterwäsche in einen Abfallsack, den ich verknote. Wenn ich gehe, will ich keine Spuren hinterlassen, auch keine riechenden. Im Spiegel vor mir betrachte ich noch einmal die zahllosen Narben, die der vergebliche Kampf der High-Tech-Medizin um mein Leben hinterlassen hat, und die nicht zu übersehenden Spuren der Krankheit. Gut, dass dieses Kapitel nun abgeschlossen ist.

Dann wird mit einem hässlichen Summen die zweite Tür entriegelt. Ich trete hindurch in einen Raum, der noch kleiner ist als die Umkleidekabine. Er hat eher das Format eines etwas zu großen Sargs und ist vollständig von Spiegeln ausgekleidet. Boden, Decke, Wände: Überall blickt mir mein von der Krankheit gezeichnetes Ebenbild entgegen, wird von den Spiegeln vor, hinter, neben, über, unter mir zurückgeworfen und ins Unendliche vermehrt. Anders als im Spiegelkabinett auf dem Jahrmarkt sind diese Spiegel perfekt gefertigt und so exakt ausgerichtet, dass ich nicht die leiseste Krümmung in der endlosen Folge kranker Körper sehen kann, die sich im Gleichtakt bewegen wie ein morbides Ballett des Sterbens. Dann fällt die Tür zu, und ich stehe im absoluten Dunkel.

„Wir werden zunächst den Raum noch einmal kalibrieren“, tönt die Stimme der Blondes aus einem unsichtbaren Lautsprecher. „Dazu führen wir eine minimale Menge Lichtenergie zu.“

Gesagt, getan. Von irgendwo blitzt es kurz auf, ein winziger Lichtpunkt nur, aber der wird von den Spiegeln und ihrer Spiegelung zurückgeworfen. Ich stehe nackt in der Mitte all dessen und stelle mir vor, wie die Photonen wie Billardkugeln von den Spiegeln abprallen, nur um einen nicht messbaren Augenblick später auf weitere Spiegel zu treffen. Völliger Irrsinn, physikalisch gesehen, aber es funktioniert. Noch lange nach dem Einschuss des Lichtes blitzen in allen Richtungen winzige Lichter auf, als seien sie erst am Rand des Universums gespiegelt worden und kehrten jetzt zögernd zu ihrem Ausgangspunkt zurück.

„Jetzt geradeaus blicken und nicht mehr bewegen“, ertönt die Stimme der Blondes. „Ich zähle von fünf rückwärts. Bei zwei halten Sie bitte die Luft an. Fünf – vier – drei – zwei ...“

Ich höre auf zu atmen. Die letzten zwei Sekunden meines Lebens, denke ich noch, da kommt schon der Blitz.

Für einen winzigen Moment kann ich in der blendenden Helligkeit um mich herum die Armee kranker Körper erkennen, ihre Operationsnarben, die von der Strahlenbehandlung verbrannten Hautstellen, dann wird es schlagartig dunkel.

Ich bin tot.

Jetzt müsste ich fallen, mein entseelter Körper müsste auf dem verspiegelten Boden zusammenbrechen, Kot und Urin lassen – hoffentlich muss die Rezeptionistin das alles aufwischen, denke ich in einer Art Post-Mortem-Ironie. Dann merke ich, dass ich nicht falle. Da ist kein Boden. Da sind keine Wände. Da ist – nichts. Ich schwebe in einer Art dunkelgrauem Nichts ohne Wegmarken und Grenzen, ein Raumfahrer in der Schwerelosigkeit, nur ohne Raumanzug. Vor mir sehe ich meine Hände, kann sie bewegen, mir an die Nase fassen, an den Bauch, an die zahllosen Beulen und Dellen meines misshandelten Körpers. Ich spüre ihre Berührung.

Und den Schmerz.

Mein alter Bekannter ist wieder da, unbeeindruckt von dem grauen Nichts um uns herum. Ich krümme mich in der Schwerelosigkeit, ächze – nichts ist zu hören, zu riechen, zu sehen. Nur der Schmerz ist da, um mir Gesellschaft zu leisten. Die zahllosen Spiegelbilder – fort, die Stimme aus dem Lautsprecher – verschwunden.



## Die Welt hinter den Spiegeln

Ich bin allein.

Ich rudere herum, suche nach irgend einem Hinweis, wo ich bin, wo oben ist, wo ich hergekommen bin. Nichts. Ich kann nicht sagen, ob ich mich drehe wie ein Brummkreisel oder mit hoher Geschwindigkeit dahinfliege. Nichts, nur Grau nach allen Seiten. Und Schmerzen.

Ich fluche lautlos – auch meine eigene Stimme kann ich nicht hören. Ich rufe um Hilfe, ich schreie jämmerlich, aber kein Laut dringt an meine Ohren, auch nicht der meiner versagenden Stimmbänder.

Ich werde es nicht bereuen? Wenn ich den Weg zurück finde, werden sie es bereuen, bitterlich werden sie es bereuen!

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).